

Primus-Heinz Kucher:

Literarische Modernität – Hermynia Zur Mühlen Roman „Unsere Töchter die Nazinen“

Unsere Töchter die Nazinen

Wenn mitunter angemerkt wird, dass selbst Intellektuelle und Schriftsteller die Phänomenologie des Nationalsozialismus und die systematische Implementierung des Terrors 1933-34 nicht immer gleich erkannt bzw. richtig eingeschätzt hätten, dann braucht man nur diesen Roman zur Hand zu nehmen, um schnell eines Besseren belehrt zu werden. Doch aufgepasst, wer sich einen bloßen Agitationstext erwartet, ein heroisches Dokument antifaschistischer Haltung mit weiblichen Akzenten, wird rasch feststellen können, dass Zur Mühlen trotz sichtbarer, signalhafter Polemik und politisch durchaus diskutabler Positionierung mit *Unsere Töchter die Nazinen* einen komplexen Roman vorgelegt hat.

Bereits vom Thema her – eine fallstudienartige Auseinandersetzung mit dem weiblichen Sündenfall, d. h. der Verführbarkeit durch eine in phallische Uniformität gezwängte, dumpfe und auf Abruf reagierende Massen-Männlichkeit, eigentlich das Gegenbild zum klassischen, individualisierten Heroentypus – aber auch von den erzähltechnischen und sprachlichen Registern her gesehen und von seiner Zeithaltigkeit weist sich dieser Text durch eine bis heute unterschätzte Modernität aus. Der Roman *Unsere Töchter die Nazinen*¹ ist nämlich, um an letzteres anzuknüpfen, wie kaum ein anderer Text der deutschsprachigen Exilliteratur bis 1935 unmittelbar an die Zeit gebunden und von ihr geprägt: die Erzählzeit des Textes umfaßt die Monate Jänner bis Juli 1933, die erzählte reicht bis ans Ende des Ersten Weltkrieges zurück, liefert also einen präzisen und plausiblen historisch-sozialen Rahmen mit. Die Niederschrift entstand zur Jahreswende 1933–34, der Vorabdruck in der im Saarland (bis 1935 nicht Teil Deutschlands) erscheinenden Zeitung *Deutsche Freiheit* wurde am 20. Juni 1934 angekündigt.

Zum anderen finden wir in diesem Text ein besonderes Arrangement von weiblichen Stimmen bei gleichzeitigem Zurücktreten der auktorialen, der ordnenden Autor-Instanz. In sechs symmetrisch angeordneten Kapiteln erzählen drei Frauen, die zugleich drei repräsentative soziale Schichten verkörpern – eine Arbeiterin, eine Arztgattin und eine Aristokratin – über sich, ihre jeweilige Tochter und über die Zeit, d. h. die Veränderungen seit 1918. Vereinfacht gesagt: sie erzählen bzw. versuchen sich klar darüber zu werden, warum ihre Töchter vorübergehend (und in einem Fall definitiv) Nazinen geworden sind, ohne dafür eine klare ideologische Prädisposition besessen zu haben, wenngleich im modellhaften Mutter-Tochter-Konflikt, das Generations-Unbehagen und indirekt der (erfolgreiche) Aufstand der Nazis (als Junge) gegen die Etablierten, gegen das von Vätern und Müttern weiterbeherrschte Alte durchscheint und auf einer sozialpsychologischen Ebene ins Spiel tritt².

¹ Zit. nach der Neuausgabe: H. Zur Mühlen: *Unsere Töchter, die Nazinen*. Hg. von Jörg Thunecke. Wien 2000, promedia (künftig zit mit Sigle N)

² Vgl. dazu auch Ch. Zintzen: *Schnitte durchs Leben*; S. 78

Formal gesehen stechen dabei einerseits die als Tagebuch-Eintragungen deklarierten Reflexionen, aber auch in Dialogen mit der Tochter Claudia geführten Kontroversen der Gräfin Saldern hervor, andererseits die einem psychoanalytischen Protokoll nachgebildeten „lauten“ Monologe der Arztgattin Martha Feldhüter. Es sind Monologe, welche die ‚deutsche Misere‘ freilegen, das intellektuell-politische Elend des sich stets als benachteiligt sehenden Bürgers und seines daraus genährten Opportunismus, am anbrechenden nationalsozialistischen Machtrausch rücksichtslos und brutal partizipieren zu wollen. Demgegenüber sind die beiden Rahmenkapitel der Arbeiterin (1. /6. Kap.), in die Zur Mühlen ihre Sympathien legt, erzählperspektivisch traditioneller angelegt.

Die schwierigste und im gewissen Sinne pathologischste Konstellation ist jene zwischen der Gräfin Saldern und ihrer Tochter Claudia. Als die Gräfin erfährt, ihre Tochter habe sich den Nazis angeschlossen, dort einen Liebhaber und möglichen Gatten gefunden, bricht bei ihr ein tiefer sitzender Haß durch, der zunächst in eine harte Verstoßung mündet: „Es wäre mir lieber gewesen, wenn du [so die Mutter zur Tochter] auf die Straße gegangen wärest. Eine Hure kann ich im Haus haben, aber das, was du jetzt bist, nicht.“ (N, 55)

Die nachfolgenden Eintragungen liefern über eine Art Auto-Analyse der tragisch gescheiterten Ehe den über die zuerst kulturellen und erst danach ideologischen Motive (Ablehnung des NS-Pöbels, der „Abschaum der Menschheit“; N, 104) hinausreichenden Beziehungsrahmen nach. Der/die Leser/in erfährt nämlich, dass Claudia ihren Namen nach einer Geliebten des Gatten erhalten hatte, dem die Ehe bloß eine nötige Fassade für seine eigentlichen Interessen, d. h. für das Spiel, für Pferde und für Frauen bedeutet hatte. Durch diese Tochter fühlt sich die Mutter beständig an ihre erotisch-emotionale, aber auch gesellschaftliche Demütigung erinnert, die sukzessive in Fremdheit und Haß umgeschlagen ist:

„ich haßte nicht nur Claudia, ich haßte mich, weil ich ihr das Leben gegeben hatte, haßte mein Fleisch und mein Frauentum, haßte die Stunde, da ich sie empfangen, und die Stunde, da ich sie geboren hatte. Mir war, als versinke ich in Schmutz und Schlamm.“ (N, 56)

Erst der Tod der Tochter, die sich nach Malträtierung eines alten Mannes durch SA-Leuten von diesen abwendet – „Sie riß das Hakenkreuz von ihrer Brust und warf es dem Anführer ins Gesicht. ‚Euer Mordzeichen. Das Abzeichen der Feigen‘...“ (N, 113) – die sich deshalb abwendet, weil sie in der ‚Bewegung‘ plötzlich das ‚Undeutsche‘, das ‚Feige‘ mit eigenen Augen entdeckt und im Zuge einer darauffolgenden Konfrontation ums Leben kommt, stellt aus der Sicht der Mutter die „Ehre“ der Familie wieder her. (N, 114). Das eigene Opfer wird gewissermaßen erst durch das andere Opfer (das der Tochter) erträglich, ja geadelt und stellt die Voraussetzung für eine bewusste und konsequente Wahrnehmung der Verhältnisse dar. Dieser traumatisch erfahrene Verlust, der gewöhnlich eher zu dissoziativen oder depressiven Pathologien führt, festigt also die Gräfin in ihren politischen Ansichten und damit in ihrer Identität: sie vollzieht den Schritt von der bloßen Sympathisantin des

Widerstands hin zur aktiv in ihm Mitarbeitenden, indem sie ihre Möglichkeiten zur Verfügung stellt (z. B. Fluchräume)

Im scharfen Kontrast dazu ist Martha Feldhüter, Arztgattin und ehemals attraktive Krankenhelferin mit Aussicht auf freilich nicht zustande gekommene Verehelichung mit einem jüdischen Fabrikantensohn, modelliert: in ihrer Weiblichkeit tief verletzt von Anfang an und danach sich gedemütigt fühlend durch den kleinbürgerlichen Alltag. Ihr Gatte ist als Arzt nicht besonders erfolgreich, steht stets im Schatten des angeseheneren ‚jüdischen‘ Arztes der Kleinstadt. Die kargen ökonomischen Mittel erlauben kein ‚standesgemäßes‘ soziales Leben, verbittern sie nur, auch in ihrer Mutter-Rolle. Martha, die vorher bereit gewesen wäre, bei allen politischen Bewegungen einzutreten, auch bei der Sozialdemokratie, wenn sich dadurch nur der ersehnte Status, sozialer Mittelpunkt der Kleinstadt sein zu können, eingestellt hätte, legt 1933 zuerst ihre Hoffnungen in einen konservativ-nationalen Frauenbund, dann aber alle ihre Erwartungen in den Nationalsozialismus. Sie stilisiert sich seit der Machtübernahme mit jedem Tag um eine Nuance mehr zur „pflichttreuen Gattin und Mutter“ sowie zur „Deutschen“ in einem und resümiert wie folgt über ihre im vorangegangenen Kapitel noch als Traum vorübergezogene und wiederholt in nostalgischen Rückblicken eingekreiste einstige Erwartung:

„Ich bin nur froh, daß ich seinerzeit, als junges Mädchen, nicht den Juden geheiratet habe, so sehr er mich auch mit seiner Liebe verfolgt hat [in Wirklichkeit, so der Roman, war es umgekehrt]. Jetzt weiß ich, was für gefährliche, zersetzende Elemente diese Juden sind, denen nichts heilig ist. Damals habe ich das nur mit dem Instinkt der reinen Frau gewählt...“ (N, 75)

Was wir hier vorfinden, läßt sich gewissermaßen als Abtötungsprozeß an sich selbst verstehen: die erotische Niederlage vor und die erotische Langeweile in der Ehe, die alsbald gesellschaftliche Wunden hinterlassen, generieren einen Prozeß der kompensatorischen Selbstverleugnung, einer Selbstaufhebung, um Raum zu gewinnen für eine gleichermaßen symbolische wie reale Liaison mit genau dem, was das Gegenteil des bisherigen darstellt. Thanatos in doppelte Richtung freilich: nicht nur seiner eigenen Identität (im Sinn der bisherigen Geschichte) gegenüber, sondern auch – im Text deutlicher markiert, fast im Sinn einer Verhüllungsstrategie – nach Außen hin, indem Martha Feldhüter zur treibenden Kraft wird, die mit dem ‚Instinkt der reinen Frau‘ den Rivalen des Gatten, den jüdischen Arzt, in den Freitod treibt und sich an den Raubzügen (d. h. Arisierungen) an vorderster Front beteiligt, freilich ohne innerfamiliär ihre Position stärken zu können.

Es ist ein Sieg vor allem über sich selbst um eben den Preis der Vernichtung jenes Selbst. Denn es ist nun die bislang nicht ‚an den Mann zu bringen‘ gewesene Tochter, die das „Neue“ verkörpert: zwar gesinnungslos (wie ihr die Mutter vorhält), aber kühl berechnend stellt sie sich auf die neuen Verhältnisse ein, d. h. bereit für die Bewegung und zwar, ja vor allem ‚erotisch‘ bereit: „Es wird sich schon ein SS-Mann finden...“ (N, 77) Er findet sich dann auch, sogar in Gestalt eines Barons und SS-Mannes, womit symbolisch auf die Vernichtung der alten Aristokratie, die der „Hure Babylon“ (N, 96) verfallen sei und der z. B. die Gräfin Saldern angehöre, angespielt wird.

Freilich, auch das darf gesagt werden: manche Passagen des Romans wirken weniger glücklich und sind schlicht weniger differenziert gestaltet, z. B. jene, wo von den politischen Perspektiven Mitte 1933 aus dem Blickwinkel der reuig zurückkehrenden Tochter (Toni) der Arbeiterin Kati Gruber sowie aus jener von abtrünnigen SA-Leuten, die selbst Gegenstand der Verfolgung werden, die Rede ist.

Zur Mühlen gibt einerseits die düstere Vision dessen, was kommen könnte (und dann tatsächlich kam, nämlich die Etablierung des NS-Gewaltregimes auf allen Ebenen; KZ werden ausdrücklich erwähnt), andererseits nimmt im Schlußteil die Hoffnung überhand, das System werde von Innen heraus (Wirtschaftskrise, Hunger, Abfall der Bauern, Rivalität der Eliten) auseinanderbrechen. Vor allem jene Stellen lassen ein beklemmendes Unwohlgefühl aufkommen, in denen Zur Mühlen verschiedene Burschen aus dem süddeutsch-katholischen Ländern auftreten läßt, die allesamt glauben, in ihrem jeweiligen Land – auch von einem Flüchtling aus Österreich ist die Rede – werde ein Aufstand gegen die Nazis demnächst ausbrechen, so daß Tonis Mutter den zuversichtlichen Schlußsatz aussprechen kann: „Wir bauen wieder auf, wir bauen wieder auf“ (N, 142).

Freilich, diese Seiten sind zugleich als Dokument für die frühe Stimmung von Schriftstellern nicht ganz ohne Interesse. Man erinnere sich bloß an Bertolt Brechts Gedicht *Über die Bezeichnung Emigranten* (1936), wo auch davon die Rede ist, daß man im Exil, jenseits der Grenzen, bloß die Tage abwarte, um zurückkehren und etwas anderes aufbauen zu können.

Der Roman wirft also einiges an Fragen auf. Die an den historischen Fakten orientierten sind dabei vielleicht doch die vernachlässigbareren, während jene Potentiale des Irrationalen, die vom Faschismus ausgehen, mobilisiert werden, hingegen als die über die Zeit hinaus beunruhigenderen erkennbar werden und bleiben.

An ähnlich gelagerte Konstellationen von privat-persönlicher und großer Geschichte knüpft später auch der Exilroman ***Als der Fremde kam*** an. Er spielt in der damaligen Tschechoslowakei bzw. in der heutigen Slowakei (nahe Bratislava) und zählt wohl zu den wenigen Texten deutscher Provenienz (neben Ludwigs Winters Exilroman *Novemberwolke*, 1942), die den ersten großen Exilschauplatz zum Thema haben und dabei zugleich in die Geschichte der stets schwierigen Nachbarschaft zwischen den Deutschen/Österreichern und Tschechen zurückblenden.